

Katalogtext «KWS-Kunstpreis»

Simon Maurer, Kunstwissenschaftler, Kurator

Gute Steine

Der Satz fällt ganz unvermittelt, überraschend, in dem über fünfstündigen Atelierbesuch im Zürcher Kreis 4. Sie fühle sich eigentlich wenig verbunden mit der Welt, sagt die Künstlerin. Überraschend, weil dieser Satz von einer gestandenen Frau, Mutter, kommt, die viel erlebt hat, viel herumgekommen ist. Und die durchaus Erd- und Naturverbundenheit ausstrahlt. Und die auch stets über ein soziales Netz verfügt hat, über Partner, Freunde, Bekannte.

Gleichwohl wäre diese «gestandene Frau» wohl ihrerseits überrascht, wenn man sie so bezeichnen würde. Denn sie hat sich etwas Kindliches, Jugendliches, trotz aller Erfahrung bewusst Unerfahrenes bewahrt: insbesondere in der Offenheit und Unvoreingenommenheit, mit der sie der Welt um sich herum begegnet. So denkt man, dass es dieser Frau doch eigentlich leichtfallen müsste, Bezüge zur Welt herstellen – zur Welt der Dinge genauso wie zur Welt der Menschen. Aber offenbar trägt dieser Schein.

Das zeigt sich in ihrer Profession, der Malerei. Und es zeigt sich hier auch, dass gerade sie es ist, die Malerei, die der Künstlerin dabei hilft, Verbindungen zur Welt zu schaffen. Die Malerei scheint ihr so etwas wie ein Übungsfeld, ein Trainingsplatz dafür zu sein. In der Malerei ist die Künstlerin allein mit sich und den Pinseln und der Leinwand. Hier ist, zumindest potenziell, alles möglich. Hier steht man sich höchstens selber im Weg – ein nicht zu unterschätzendes Hindernis, wir wissen es alle, auch die, die nicht malen. Die, die malen, wissen jedoch, dass dies wirklich ein offenes Feld sein kann, um Dinge auszuprobieren. Zu testen. Theoretischer ausgedrückt: um Konstellationen zu konstruieren, die es in der realen Welt nicht gibt. Oder zu selten gibt. Wunschkonstellationen. Konstellationen der Verbundenheit. Des Eingebettetseins. Der gegenseitigen Bezugnahme, mit allen Sinnen. Atmosphären des Aufgehobenseins in einer Welt, die aufmerksam und empfindsam ist, in der aufeinander reagiert wird. Das klingt fast ein wenig kitschig. Aber worum soll es sonst gehen in unserer Gegenwart auf dieser Welt, wenn nicht darum?

Es gibt Bilder von Andrea Muheim, die beispielhaft sind für diese Auseinandersetzung zwischen dem Individuum und seiner Umgebung. Die kleine, dunkle Figur, die ganz hinten im Bild im Zentrum dieser dunklen Allee steht und uns ihren übergrossen Schatten kaum sichtbar entgegenwirft (S.42). Sie steht im Auge des Sturms, eines wütenden Tornados. Die Allee gibt der Figur immerhin so etwas wie eine Orientierung, eine Richtung. Sie fasst sie. Wie es am anderen Ende der Allee weitergeht, wissen wir nicht. Wir beziehen die Figur auf uns – wir sind uns sicher, dass sie uns zugewandt ist.

Sehr oft stehen in Andrea Muheims Werk einzelne Gegenstände oder Personen im Zentrum des Bildgeschehens. Es geht somit explizit um die Beziehung zwischen diesen ins Zentrum gerückten Gegenständen oder Personen zu ihrer Umgebung. Die Künstlerin mag das gar nicht verschleiern – es ist offensichtlich. Deshalb sprechen einen diese Bilder ja auch so direkt an. Deshalb kann man sich so leicht mit den Hauptdarsteller*innen identifizieren. Auch dann, wenn es sich dabei um Blumensträusse handelt, die so zahlreich in diesem Werk vorkommen. Dieser traditionelle, fast schon verbotene Typ von Stilleben: der Blumenstrauss. Natürlich steht auch er stellvertretend für ein Individuum. Steht stellvertretend für das Individuum in einer Umgebung, die dieses beeinflusst, die Wirkung hat darauf. Stellvertretend für ein Individuum, das der Vergänglichkeit, dem Verblühen unterworfen ist.

So gibt es Blumensträusse bei Andrea Muheim, die sozusagen auf dem Zenit ihrer Blüte stehen. Und zwar wirklich im Zenit – nicht dort, wo bereits eine Ahnung da ist, dass es wieder und nur noch runter gehen könnte von diesem Höhepunkt. Es sind diese seltenen,

weil unbewussten Momente, in denen alles passt, in denen alles gut ist, in denen die Zeit angehalten werden müsste. Und sowie man sich dessen bewusst wird, ist die Magie dieses Moments schon vorüber. Das Bewusstsein hat ihn in die Vergangenheit gerückt. Das Glück ist Geschichte.

«Frühling in Cobham» ist ein solches Bild (S.47). Merkwürdigerweise fast schwarzweiss, steht hier ein Blumenstrauß im Höhepunkt seiner Existenz. In natürlicher Stärke entspringen die Blüten aus dunklen, fast schwarzen Stengeln, die in einer dunklen, fast schwarzen, starken Vase stecken, die voll Wasser steht. Das Wasser in der Vase sehen wir nicht – aber wir spüren es, sonst würde es den Blumen nicht so gut gehen. Den Blumen geht es aber auch deshalb gut, weil sie sich untereinander in einer guten Gemeinschaft fühlen. Und weil sie sich wohl fühlen in ihrer Umgebung. Sie werfen klar umrissene, selbstbewusste Schatten hin zu denen, die sie und das Bild ansehen. Sie haben nicht zu viel und nicht zu wenig Platz. Sie stehen am Fenster, im Licht. Und, ganz wichtig: Auch was draussen vor dem Fenster geschieht, kommuniziert mit ihnen. Da ist so etwas wie ein Mückenschwarm, der ihnen ein tänzerisches Ballett vorführt. Vielleicht ist das Fenster nicht gerade sauber. Aber grad das ist gut so – weil dann lebt es. Und draussen gibt es offensichtlich auch einiges Leben, nicht zu viel und nicht zu wenig, gerade richtig. Das zeigt sich in der fast abstrakten, freien und doch auf die Blumen Bezug nehmenden malerischen Gestaltung der Fensterscheiben.

Dieser abstrakte «Dreck» auf den Fensterscheiben steht somit für Leben – für das richtige Mass an Leben. Die Balance zwischen innen und aussen, zwischen dem Blick in sich rein und dem nach aussen, und die gegenseitige Abhängigkeit davon ist das Geheimnis von Muheims Kunst. Und des Lebens. Man kriegt es nicht geschenkt, dieses Gleichgewicht. Man muss es sich erarbeiten. Man muss sich erarbeiten, dass sich die Balance ergibt. Für Momente wenigstens. Die Malerei bietet hier wunderbare Möglichkeiten: Hier kann man es selber herstellen, dieses Gleichgewicht. In Stillleben, Landschaften, Porträts – egal welche Gattung. In Muheims Bildern gibt es oft beides: Elemente, die die Balance gefährden, angreifen. Erinnern wir uns: Die Blüten der Blumen sind fast schwarz. Und Elemente, die sich gegen die Gefährdung wehren, die Harmonie herstellen wollen. Die Auseinandersetzung um die Balance wird uns somit vorgespielt in dieser Kunst. Wir können eine Menge daraus lernen. Denn wo führen wir Nicht-Künstler*innen diese Auseinandersetzung, diesen Kampf um das richtige Mass so bewusst in unserem Leben? Wo lassen wir uns darauf ein? Wo stellen wir uns ihm?

Dafür ist Kunst da. Um diese Verbindung zum Leben herzustellen. Um exemplarisch zu zeigen, wie dieser Kampf, wie diese Auseinandersetzung zwischen Individuum und Umgebung geführt wird. Wie man der Dissoziierung, der Fremdheit vor der Welt begegnen kann. Die Künstlerin geht diesen Weg, sie geht ihn sehr bewusst, und sie geht ihn auch für uns: Schritt für Schritt – beispielhaft in dem Bild «An der Sihl», das ganz bestimmt auch ein Selbstbildnis ist (S.77). Stein um Stein steht ein Weg vor ihr. Ein Weg, den sie selber finden und gehen muss. Ein unsicherer Weg. Auf dem man ausgleiten und ins Wasser fallen kann. Ein Weg, der Sorgfalt und Vorausschau, der Entscheidungen für den einen oder anderen Stein erfordert. Ein Weg, der Ausdauer erfordert: weiter zu gehen, immer weiter. Und Kreativität erfordert: die richtigen, die guten Steine zu finden. Auf ihrem ganz eigenen, individuellen Weg in der Umgebung der Welt.

Simon Maurer (*1964) hat Kunstwissenschaft und Germanistik studiert. Anfangs selber Künstler, schreibt er seit drei Jahrzehnten Texte über Kunst für Zeitungen, Fachzeitschriften und Buchpublikationen. Seit 1984 beteiligt am Kuratieren von Ausstellungen im Kunsthaus Zürich, in der Graphischen Sammlung der ETH Zürich und im Helmhaus Zürich, das er seit 2001 leitet. Im Kunstraum der Stiftung Kunstsammlung Albert und Melanie Rüegg kuratierte er 2019 die Einzelausstellung «Was wird morgen sein?» mit Bildern von Andrea Muheim.